

# #EineWocheZeit

Mitschrift von Stefan Schulz (mail@stefanschulz.com)

[Sozialtheoristen.de/einewochezeit](http://Sozialtheoristen.de/einewochezeit)

## Watchblog als Zeugnis

*Tag 1, 27. November 2017*

Eine Woche Zeit, das scheint nicht unbedingt viel zu sein um große Dinge zu klären. Aber das Setting ist dann doch etwas Besonderes: Wo sitzt man schon zusammen, zu ungefähr zwanzigst, führt eine abendfüllende Diskussion am Kamin und sieht sich schon am Morgen in ähnlichem Setting (Konferenzglaskasten) wieder, tags drauf noch mal, noch mal und dann noch mal? Vom Frühstück bis zum Abendessen, gefüllt mit Diskussionen und jeden Abend so eine Runde. Der erste Tag unserer „Einen Woche Zeit“ ist abgehakt, wir kennen uns jetzt. Ab morgen geht's darum, uns nicht zu langweilen. Das könnte einfach fallen, weil wir morgen mit dem Thema von heute noch mal von vorne beginnen: Wem hat „Münkler-Watch“ was gebracht und was weiß – der Punkt ist morgen neu – Patrick Bahners darüber zu sagen?

Im Kosmos des Internets, da fand die Aktion statt, ist alles bereits antike Geschichte. Im Kosmos der Universität, wo die Aktion auch stattfand, ist sie aber immer noch aufregend: Menschen, womöglich Studierende, führen Mitschriften zur Vorlesung ihres berühmten Professors. So weit, so artig. Doch die Schriftstücke mit eigenen Urteilen zu versehen und einem unbeschränkten Publikum zur Verfügung zu stellen – das ging doch einigen zu weit. Allen voran Herfried Münkler, der sich bis dahin gern im Scheinwerferlicht und als Gast in wichtigen deutschen Amtsstuben – also auch weit weg von Studierzimmern – sah, plötzlich aber auch die Frage aufgezwungen bekam, ob er nicht nur Professor, sondern auch Chauvinist, Sexist oder gar Rassist sei. Das war unverschämt und des Ignorierens würdig. Aber in ungeduldigen Zeiten, in denen Antworten eh keine Rolle spielen, kratzt es doch am Gemüt des Betroffenen und der sich Betroffenenfühlenden. Für wen war die Vorlesung denn da? Wurde sie missbraucht? Gibt es eine inneruniversitäre Öffentlichkeit mit Vertraulichkeitsrechten? Noch nie haben sich Studenten getraut, eine Vorlesung zu stören, indem sie geschlossen die Bühne besetzten. Auch nicht überliefert ist, ob jemals ein Publikum geschlossen ein Hörsaal verließ. Ein paar Schritte zu gehen hätte Eklats ausgelöst und Geschichtsbücher gefüllt. Doch sie wollte bislang niemand gehen.

Stattdessen: Aufregung wegen eines Blogs mit ein paar Textstücken, durch die sich der Abgehandelte vielleicht sogar geehrt fühlte. Welcher Professor bekommt schon seine eigene Nachtkritik, sofern er nicht nebenbei erwähnt wird, weil er auch anwesend war, als sich Politiker bei Anne Will stritten? Hier war es plötzlich ganz anders. Kränkungen spielten eine Rolle, schon durch die Vermutung, dass Kränkungen eine Rolle spielen könnten. Die Prominenz des Professors war also nicht ganz unwichtig. Münkler zu kritisieren, weil man weiß, dass man so auf seiner Reputation mitsurfen kann, hat eigentlich nur als Kunstaktion Sinn. Offenbaren darf man sich nämlich nicht. Der Trick funktioniert

nur, wenn man selbst unscheinbar bleibt, sich also anonym dem „Der will doch nur ...!“-Vorwurf entzieht. Das rückt den Angesprochenen dann umso mehr ins Rampenlicht, das er sich in diesem Einfall mal nicht ausgesucht hat. Und vom wissenschaftlichen Disput (akademischer Mehrwert alter Schule) können wir erst recht nicht sprechen, da wir nur einen Professor in Monolog und Selbstverteidigung sprechen sehen.

Um was geht's? „Münkler-Watch“, ist das ein Kommentar, eine Kritik oder eine Konfrontation? Protest? Wenn ja, an wen? Wir kamen in der Diskussion vom Hölzchen aufs Stöckchen, füllten mit ihr wahrscheinlich die Agenda der Woche und blieben natürlich uneins. Münkler, der Professor, wirkt über die Universität hinaus. Ok. Den Rucksack der Professur nimmt er dabei überallhin mit. In der Universität ist er dadurch wiederum mehr als bloß ein Professor. Doch wie holt man das alles in eine Diskussion, in der Argumente – also benennbare Inhalte – zählen und auch die Prämisse schwer im Raume liegt, personale Aspekte seien im Akademischen ohnehin Gift? Die Protokolle über Münklers Vorlesungen beinhalten mehr als inhaltliche Zusammenfassungen und anargumentierte Urteile. Doch wie bekommt man das zu fassen? Welche Rolle spielt die Performance wenn jemand wie er inhaltlich an außeruniversitäre Kritik anschließt, um sie augenscheinlich einzufangen und doch gleichzeitig bewusst zu stimulieren? Hier wird kalkuliert, geprobt und entgrenzt. Die Vorlesung ist eine raumgebundene Veranstaltung. Wer nicht dabei war, hat sie verpasst. So galt es bis das Internet kam. Jetzt ist die Frage, was prüfungsrelevant ist. Und all das findet natürlich den Weg ins Internet. In manchen Fächern eben mit scharfem Kommentar und ohne Passwort.

Doch warum sind diese Mitschriften immer nur für die Prüflinge relevant? Warum nicht mal den Prüfer mit ins Feuer stellen? Der Gang durch die Universität hört ja nicht auf, nur weil mit dem Erreichen der Professur die Karriere formal stillsteht. Welche Formen der Kritik lehrt uns „Münkler-Watch“? Die Ergebnisse guter Lehre, die dazu befähigt eigene Urteile zu fällen, macht vor den Lehrenden selbst keinen Halt – das ist paradox. In der Hinsicht ist ein eigenes Watchblog ein gutes Zeugnis für Professoren. Und es kränkt trotzdem. Es fehlt die Tradition, diese Form der Beobachtung mitlaufen zu lassen. Vor allem fehlt aber die Übung unter Professoren, sich beobachten zu lassen. Professoren besuchen keine Veranstaltung ihrer Kollegen und sie fertigen sich von ihren eigenen keine Dokumente an. Sie wissen nicht was gute oder erfolgreiche Lehre ist. Sie wissen nicht einmal, was sie selbst für eine Lehre geben. Sie kritisieren stattdessen unaufmerksame, des Sprechens unwillige Studenten, die sich nur noch für die PowerPoint-Präsentationen als angeeignete Mitschriften interessieren – dabei ist diese Form der Weitergabe vorbereiteter Materialien für Professoren selbst von großer Erlösung. Sie entlastet von der Bewusstwerdung und Gestaltung der Elemente, die eine Vorlesung (auch) angenehmer machen könnten.

Ob wir solche oder ähnliche Einwürfe diese Woche mehr als bloß formulieren können ist aber noch nicht entschieden. Das Ziel des ersten Abends, Asymmetrien einzuhegen, wurde auch dadurch schnell erreicht, dass weniger Professoren da sind als angekündigt waren. Wir haben uns jedenfalls warmgelaufen für die Nachkommenden, morgen also nochmal: Münkler-Watch, diesmal dann mit Patrick Bahners.

## Universität ohne Bücher

Tag 2, 28. November 2017

Patrick Bahners war heute noch nicht da, Münkler und der für ihn geschriebene Blog war dadurch heute nur nebensächlich, blieb aber ursächlich. Es begann stattdessen mit drei dicken Büchern auf dem Tisch vor Elias Kreuzmair. Zwei davon beinhalteten studentische Kritik an der Universität, ausformuliert nach einer Hörsaalbesetzung vor einigen Jahren, die inzwischen dazu führte, dass der Rädelsführer von damals zwar die Universität verließ, seine Anhänger selbst aber Teil der Universität wurden, die sich trotz Widerstand natürlich veränderte. Kritik also, ok. Aber warum in Buchform? Wenn das Medium die Botschaft ist, hat man sich dann nicht schon vor allen Argumentationen unterworfen, wenn der rebellische Aufruf in Form einer Abschlussarbeit vorgelegt wird? Kritik wurde hier zum akademischen Leuchtturmprojekt, dem Karriere folgte, unterstellter Maßen also auch Kalkül vorausging. Nun gut, man kann es im üblichen Rahmen nachlesen, der Amazon-Suchbegriff lautet „Unbedingte Universitäten“.

In der Diskussion folgte dann auf die Frage, ob nicht das Buch ein ungewöhnliches, weil zu gewöhnliches Medium der Kritik ist, schnell eine tiefgehende: Warum hat die Universität eigentlich immer noch Mitglieder? Kann sie auf die nicht verzichten? Braucht sie sie als Autoren für Bücher? Wir waren recht zügig beim Kern der Woche: Woran wir Kritik erkennen, wissen wir nicht immer so genau. Doch wenn Beteiligte vermutlich kritischer Kommunikation sich die Frage stellen, warum ein Störenfried noch dabei sei, statt einfach zu gehen, haben wir ein Indiz. Kritiker sind die, von denen sich die anderen den Fortgang wünschen. Nur wohin? Zur Auswahl der älteren Diskutanten stand beispielsweise „die mystische Schattenuniversität“, also sich selbst organisierende Lernzirkel, die zwar keine Abschluss-Zeugnisse schreiben, aber doch gut auf entsprechende Notenvergaben vorbereiten. Wir könnten vom kontrollierten Exit sprechen. In der Diskussion fielen Worte wie „Sekte“. Weil dieser Begriff mehr ist als sein gängiges aber verkürztes Stigma – und sogar Parasit einiges erklärt hätte – seien die Worte hier wenigstens genannt.

Den Jüngeren blieb das Beschriebene trotzdem fremd. Die Universität nutzen, sie sich nutzbar machen und zwar für mehr als die Konzentration auf den Prüfungs-Exit, das fällt heute schwer. Nichts ist übrig davon, wie es früher war. Aber, das wurde explizit gesagt, der Universität als solcher (Organisation mit Gedächtnis) merke man doch ihre Trauer um verlorene „quasi-aristokratische Ideale“ an. Sie genügt sich nicht mehr selbst, sondern anderen, der Wirtschaft beispielsweise. Doch so vorhersehbar diese Kritik ist: Was war die Universität denn früher? Ausbildungsstätte! Sie war es schon immer für die Ausbildungsberufe, die besondere Sorgfalt erfordern und Anforderungen stellen: Juristen, Ärzte, Lehrer. Eine Uni zu verlassen galt daher nie wirklich als Makel eine Professur verfehlt zu haben. Stattdessen, das galt früher wie heute, bedeutet in der Uni zu bleiben: Keine Karriere, Übrigbleiben. Und heute ist es doch anders, nämlich schlimmer. Die Universität trauert nicht nur, sie „ist süchtig nach ihrer eigenen Vergangenheit“.

Hier setzte Moritz Klenk an. Unzufriedenheit mit der Gegenwart sei in den Universitäten inzwischen unübersehbar. „Niemand streitet die Katastrophe ab.“ Mittelbau, das ist schon fast ein Schimpfwort. Evaluierung, das ist schon fast Demütigung. Alles, worauf heute Wert gelegt wird, sei bedeutungslos: Konferenzteilnahmen, Buchbeiträge, geschriebene Artikel – alles fließt in die Bewertung der Zöglinge ein, wird in Listen verpackt, in denen die Inhalte der Konferenzen, Bücher und Artikel allerdings keinen Platz mehr finden. Dabeisein ist schon alles. Plötzlich, man fühlt sich immer noch als Zögling, ist das halbe Leben vorbei und man stellt fest, nur an einer Lotterie teilgenommen zu haben. Die

Chancen auf eine Professur liegen nicht mal bei 1 zu 20. Die Chancen, dass hier anderes als Zufälle und Gelegenheiten entscheiden, sind gleich null. Was also tun? „Warum nicht über andere Arbeitsformen nachdenken?“ Eine unscheinbare Frage. ...mit hohem Streitpotenzial. Andere Arbeitsformen, welche denn?

Moritz veröffentlicht ein tägliches Denktagebuch als Podcast. Aus den letzten Monaten sind darin zu finden: Innenansichten aus deutschen Hartz-IV-Amtszimmern; private Exits aus der Europäischen Union; Erfahrungsberichte zum Thema „Bücher schneller schreiben, als sie gelesen werden“; Rückenschmerzen; Konzertbesuche; die Qualen mit der Lust an einer Dissertation – und sehr viel Leseerleben. Alles soziologische Themen, oder nicht? Ja, schon. Universitäre Themen werden sie dadurch aber nicht. Insbesondere nicht in dieser Form: Gesprochen. Plötzlich standen reihenweise von vorn herein ungültige, weil schlicht zu romantische Wortbeiträge im Raum: „Wann soll man das alles hören?“, „Wie findet da denn Kanonbildung statt?“, „Podcastlandschaftspflege, ist das nicht einfach nur Legitimierung durch Aufmerksamkeit?“ Alles richtig, alles falsch – warum soll man überhaupt darauf antworten? Ein Podcast ist eben kein Buch. Viel interessanter ist doch: Podcasts beruhen auf einer Technologie, die Wissen erfolgreicher vermittelt als die Universität, die keine Räume braucht, die keine Anwesenheit braucht, die keine Lohnabrechnung braucht und die den Augen und den Händen Freiheit gewährt.

Warum nicht gleich viel größer denken? Tilman Richter und Caspar-Fridolin Lorenz sprachen die „Code University“ an. In Kurzform: Man stelle sich kritische Studenten vor, die so enttäuscht über die Universität sind, dass sie nicht nur für sich den Exit suchen, sondern ihre Hochschule gleich mitnehmen. Als die Universitäten gegründet wurden und ihre Form fanden, dachte noch niemand daran täglich neue Apps für den Alltag zu schreiben und sich darüber Gedanken zu machen diese anwenderfreundlich zu gestalten. Das ist heute ganz anders. Ein Apple-Design-Award ist schon längst mehr Wert als ein Informatikdiplom. Darüber lässt sich aber noch kaum sprechen. Selbst jüngere Diskutanten im Raum unterstellen der „Code University“ in Berlin – ein Ausbildungsbetrieb für Smartphone-Maschinenbauer – eine Vernachlässigung didaktischer und humanistischer Grundwerte, wie man sie in der Universität (angeblich) findet. Verwunderung darüber, dass Ausbildungsbetriebe für projektbezogene App-Entwicklung überhaupt noch als Universitäten erkennbar sind, lag da noch merkwürdig fern, wäre stattdessen aber mehr als angebracht. Umso schneller aber IBM mit Liquid den Arbeitsmarkt umkrepelt und Schulbuchverlage den globalen Bildungsmarkt digital erschließen, werden auch wir darüber diskutieren. So fern ist die mitgliederlose Universität nämlich nicht.

Mathias Hermann initiierte die dazu passende Diskussion. Was ist, wenn alles wirklich wahr wird? Udacity von Sebastian Thrun als größte Universität der Welt. Entkoppelt von Staaten, gebunden an Studiengebühren, gefüllt mit verketteten Projekten und autorisiert als größtes Bildungsprogramm Afrikas, das es locker mit Mittelklasse-Unis der ersten Welt aufnehmen kann. Übrig bleibt dann Havard & Co.: Globale Universitäten, die sich als internationale Banken mit Ausbildungsprogrammen schmücken, die nur noch das Ziel haben Klassenunterschiede mit Clubcharakter zu manifestieren. Wissenschaft ist schon lange ein globales System. Die Universitäten sind aber immer noch staatliche Organisationen. Für manche ist es daher nur noch ein kleiner Schritt, sich auch davon zu lösen. Im Gespenst der Digitalität versteckt sich damit auch eine große Hoffnung: Veritas. Es ginge allein um Inhalte. Havards Slogan, aber global, für alle. So aufbereitet, dass Zugang zum Internet reicht, um Zeugnisse zu erwerben.

Ist man bei Diskussionen dabei, wenn Leute aus den Universitäten heute darüber diskutieren, was mit der Zerstörung der alten Universität eigentlich verloren ginge, kann am Ende eine schlichte Einsicht bleiben: Um mehr als romantische Vorstellungen und nostalgische Fantasien geht es vielleicht gar nicht mehr.



## Vorlesung als Leiden

Tag 3, 29. November 2017

Wir blieben heute wieder ohne Patrick Bahners und schoben Münkler trotzdem ins Programm, aber in den Abend, ins Kaminzimmer. Im Konferenzglaskasten begann der Tag mit Hanna Engelmeier, die ein hochaktuelles und noch häufiger blindlings abgelehntes Thema mitbrachte: Die Universität als Safe Space und Free-Speech-Zone. Dass die amerikanischen Zustände unsere Debatte prägen, verhinderten wir sofort: Empirisch lieferte nämlich Rainer Wendt (der gescholtene Gewerkschaftschef, der sich als Polizist bezahlen lässt, obwohl er gar nicht als Polizist arbeitet und der sich als Gewerkschaftsführer anbietet, obwohl seine Organisation nicht mal im DGB ist) das Gesprächsmaterial. Wendt war kürzlich zum Vortrag in die Universität Frankfurt geladen, zur Gastrede kam es dann allerdings nicht. Wir haben das auf konkretestmögliche Weise nachvollzogen, indem wir zehn Minuten in die Rede reingehört haben, die der Frankfurter Studentenschaft Anlass war, um seine Ausladung zu bitten. Nur was genau ist durch diese durch Protest verhinderte Gastrede (nicht) passiert?

Sind hier Studenten „nicht mehr in der Lage, Frustrationen schweigend wegzustecken“, wie Hans Ulrich Gumbrecht es im Angelsächsischen beobachtet (und deutsche Zeitungsleser vorbereitet)? Wer hat überhaupt Hausrecht in einer Universität? Wie geht man mit Personen um, die in akademische Zirkel eingeladen werden, wohl wissend, dass sie Politik und Provokation mitbringen? Man könnte es aushalten, wenn nur das dritte „P“ nicht wäre: Publikum. Und das vierte: Prominenz. Die Rede von Wendt fand nicht statt, sie geht dadurch nicht in die Reisekostenabrechnung der Universität ein, neben hunderten anderen, die schneller vergessen werden als der Hausmeister das Licht ausmacht. Stattdessen wurde das Politikum – die nicht gehaltene Rede – publiziert, nicht als geschlossener Wortbeitrag, sondern als wildes Durcheinander offener Briefe, zahlloser Meinungsbekundungen, offener Fragen und Streit.

Die Universität setzt auf Reputation als lang erarbeitete und zuweilen erkämpfte Dekoration einer Person, die sich bis in die entsprechende Verlängerung ihres Namens niederschlägt. Prominente Personen dagegen kommen nur mal in der Universität vorbei, für einen Abend, an dem sie vielleicht ein größeres Publikum erreichen als die Hausherren [weibliche Form fehlt interessanterweise] im ganzen Semester. Warum kann sich die Akademia, die so viel vom nackten Argument hält, in diesen Momenten so schlecht auf eben nur diese Inhalte konzentrieren? Wenn Prominente da sind, haben die Programme der Universität Pause. Solche Reden sind keine Seminare in denen Anschlussfragen eingeplant sind. Sie sind auch keine Vorlesungen die eine Woche später – sogar widersprüchliche – Fortsetzung finden. Abendveranstaltungen mit Prominenz sind Happenings. Da stehen nicht nur auf der Bühne ungewöhnliche Leute, sondern sie sitzen auch im Publikum. Aber nur weil Studenten, die gestern schon da waren und auch morgen wiederkommen, ihre Universität in diesem Moment nicht wiedererkennen, bleibt es doch die Universität. Sie ist nicht nur für ihre Mitglieder da. Sie ist vielleicht einfach ein allgemeiner Ort der Rede, weil sie Hörsäle hat.

Eine akademische Herausforderung kann das Spektakel ja trotzdem sein. Sie anzunehmen fällt nur anscheinend schwerer, als sich ihr pauschal zu verweigern. Gäste, die einem nicht gefallen – das scheint das maßgebliche Kriterium zu sein – kann man ausladen. Nichts daran ist akademisch. Es ist wohl eher eine politische Aktion zur Verhinderung einer anderen politischen Aktion. Die Alternative, die strittige Rede passieren zu lassen und dann mit Widerrede zu reagieren, bleibt damit blockiert. Wahrscheinlich allein aus individueller Angst, der geduldeten Situation nicht gewachsen zu sein.

Ausladen statt Argumentieren, das ist schon fast kapitulieren. In Frankfurt ist es so geschehen und der Weg dahin war offenbar zu einfach. Statt mit ihrem nicht gewollten Gast, hätten sich die kritischen Mitglieder der Universität mal mehr mit sich selbst beschäftigen sollen.

Es gäbe viel zu lernen, über „diabolische Autorität“ und „latente Wirksamkeitserwartungen“ die an solchen Abenden enttäuscht werden. Selbst die Stars müsste man kommentarlos ziehen lassen. Im Publikum bleibt man „unterlegen und marginalisiert“. Wir diskutierten wahrscheinlich nur wenig weniger heftig darüber, wie die Universitäten damals über ihre offenen Abwehrbriefe. Eine geteilte Erkenntnis war allerdings: Wenn Prominenz das Problem ist, reichert man sie durch spektakuläre Ausladung weiter an. Und: Gäste wie Rainer Wendt halten sich für gewöhnlich an die Hausregeln und ans Recht. Ganz so einfach wie es praktiziert wurde, ist das alles also ohnehin nicht.

Und was bedeutet all sowas woanders? Meta Cramer hat von einer Privatuniversität in Israel berichtet, die sie im Auslandssemester erlebte. Es ging um „Institution als Erkenntnishindernis“, „kritikhemmende Universitätsstrukturen“, „Safe-Spaces für regierungsnahes Gedankengut“. In Israel gilt eine dreijährige Wehrpflicht in Kasernen, die sich nicht wenig von denen unterscheiden, in denen man anschließend als Student lebt. In den Seminaren sitzen folglich akademischen Dozenten fast ausschließlich ehemalige Soldaten gegenüber. Vielleicht sprachen wir über eine Art Totale Universität, für die eine Besonderheit gilt: Auch als private Universität ist sie an einen Staat gebunden der sich im Krieg befindet – zumindest wird so darüber geredet. Die Diskussion über Universität und Kritik wurde in der Stunde zum Gespräch über Institutionen und Loyalität.

Bei Julian Müller in München sind die Spielräume größer, zumindest ein wenig. Er berichtete von seinem institutionell limitierten Vermögen als Dozent Unterricht zu gestalten. Im normalen Seminar seien 40 Prozent der Teilnehmer allenfalls körperlich anwesend, mit dem Kopf aber schon im nächsten Studiengang, zu dem Soziologie als Nebenfach die Brücke sein soll. Die „mystische Schattenuniversität“ von gestern tauchte wieder auf, diesmal als eher aktuelle Erfahrung. Müller besuchte einen dieser freieren Lektürekurse, die sich thematisch an den Lehrplanseminaren orientierten, in allen anderen Hinsichten aber von ihnen unterschieden. Es wurde gegessen, es gab kein Ende, Unbeteiligte gab es quasi nicht. Darauf aufbauend folgten gemeinsame Besuche in den Seminaren anderer, zum Performancestudium. Um dann einen eigenen Workshop zu veranstalten mit Rednern, die man nicht nur zu Beginn begrüßt, sondern die man schon im Vorfeld ausführlich studierte. Nebenbei, diese Beobachtung schälte Moritz Klenk aus der Diskussion, spielte plötzlich persönliche Freundschaft eine Rolle. Die eingeladenen Vortragenden waren Freunde des Seminarleiters, bezahlt wurde die Begegnung mit den Studenten von der Fakultät. Die Workshops zogen sich bis zur Geselligkeit. Im Grunde eine Win-Win-Win-Situation, würde es Soziologen nicht manchmal schwer fallen, Lustprinzipien laufen zu lassen. (Wir diskutierten heute also auch kurz über „Geselligkeitsfaschismus“.)

Julian Müller schilderte während seiner Sitzung zwei zusammenhängende Beobachtungen aus München. Zum einen beschrieb er die universitäre Not, dass die Seminare heute als Rekrutierungsgelegenheit für nächste Seminarleiter ausfallen. Gleichzeitig, und das nimmt Bezug auf die Schattenuniversität, findet Theorieentwicklung und Theorievermittlung doch Anklang, insbesondere in rechten Studentenkreisen. Der Wunsch der Studierenden, die lustvoll geführten Seminare im Schatten mögen doch Vorbild für die Lehrplanseminare sein, sollten wohl etwas ernster genommen werden, als das derzeit an der Elite-Uni in München passiert. Noch ruht sich die Fakultät

auf 40 Prozent Desinteresse im Seminarraum aus, die zwar die Seminarsituation beschädigen, dafür aber gute Auswirkung auf die Mittelverteilung in der Universität haben.

Am Abend dann: Münkler. Maren Lehmann hat sich für eine Vorlesung im kleinen Rahmen (Kaminzimmer) entschieden und damit auf zwei Ebenen dasselbe Argument entwickelt. Die Ausgangsfrage stand schon im Raum: Was darf einer Universität nicht fehlen, um sie noch als solche zu erkennen? Vor 200 Jahren stand die Antwort fest: Es ist die Philosophiefakultät. Und genauer: Die Philosophiefakultät als Prüfungsinstanz, die Rechtfertigungen einfordert und sie nur als Vorlesung entgegennimmt. Wer bestehen möchte, muss sie (und das Publikum) erleben und erleiden. Diese alte Logik von Friedrich Schleiermacher ist nicht nur romantisch, sondern führt zur Ursache der hier in Siggen geführten Diskussionen. Münkler erlebte ein Publikum das ihn nicht verstand, beziehungsweise nicht verstehen wollte und sich mit Schweigen nicht zufriedengab. Dieser Weg der Rückkopplung ist nicht weit entfernt von Schleiermachers Logik, dass der Vortragende einen Text liest, der so sprechend vermittelt, dann hörend erlebt und als Mitschrift verstanden wird und mit üblichen Variationen versehen Nachschub für die nächste Generation sich bewährender, leidender Vortragender ist.

Aber passt das zu Münkler? „Die Mitschrift ist das wichtigste Arbeitsmittel der Teilnehmer einer Vorlesung“ lasen wir in Bahners erstem Text zu „Münkler-Watch“. Es war der vorletzte Satz. Im letzten wurde die Situation referierend umgedeutet, denn die Gegenseite sprach plötzlich von einem „Akt des Terrors“. Das passt nicht zusammen. Es ist zumindest stark übertrieben. Doch wenn man Schleiermachers Logik zu einem einfachen „Arrangement von Wahrnehmung und Kommunikation“ kondensiert, es 200 Jahre in die Zukunft holt, als Heuristik wieder auspackt, um die Mitschriften von Münklers Vorlesung zu beobachten ruckelt es. Münkler erlebte den Widerspruch nicht in der Vorlesung, sondern außerhalb und später, anonym und digital. So plausibel es ist, mitschreibende Studenten nicht als Agenten im Verhör, als „ausschnüffelnde Hörsaal-Gestapo“ zu verurteilen, gilt es doch die Rahmenbedingungen des Ganzen nicht außer Acht zu lassen. Doch wie redet man über Technologien, von denen wir erst mal nur sicher wissen, dass sie benutzt wurden und unverzichtbar waren?

Die Vorlesung ist kein Tribunal. Studenten sind keine Sekretäre, die bloß aufschreiben was ihnen diktiert wird. Mitschriften nicht-öffentlicher Veranstaltungen sind keine Verhörprotokolle. Wir konnten uns an diesem Abend auf vieles einigen. Aber die Frage, ob Urheber gesprochener Worte Rechte auf Revisionen bekommen, oder ob sie der völlig entgrenzten digitalen Kommunikation einfach ausgeliefert sind – diese Frage blieb offen. Man kann sie an Münkler ohnehin schwer diskutieren, da ihm als Opfer kaum ein kommunikatives Tatmittel zum Gegenangriff oder zur Verteidigung verwehrt bleibt. Aber wenn man Diskussionen über solche Privilegien führt, verstrickt man sich im weiten Feld der „Safe-Space“-Diskussion und bleibt erst einmal verloren.

Morgen werden wir das weiter strapazieren. Schon heute stellten wir die Frage in den Raum, wer eigentlich noch Situationen definiert, mit welcher Prominenz, Raffinesse, Übung und Autorität auch immer, wenn im gleichen Raum 400 Studenten mit Smartphones sitzen und unklar bleibt – für alle Beteiligte – wie viele Nachrichten in wie vielen WhatsApp-Gruppen parallel mitlaufen und was sie ermöglichen und verhindern. Laut Programm ist das morgen ein wichtiges Thema und damit an dieser Stelle vertagt.

## **Universität und Kritik**

*Tag 4, 30. November 2017*

Heute war unser letzter Tag. Der gestern vermutete Anschluss an digitale Themen fand nicht statt. Morgens stand „Lüften“ im Programm, was hier im Norden einiges versprechen könnte, doch die Ostsee war eher gespenstisch ruhig und damit keiner weiteren Erwähnung wert. Anschließend sprachen wir über Facebook und die Sozialtheoristen, wovon es keine Mitschriften gibt die hier festgehalten werden können. Das Abendprogramm bestand aus einer zufälligen Überraschung, ich war alleiniges Publikum einer Musikaufführung: Matthias Hermann am Cello und Joachim Landkammer am Steinway-Flügel. Was gespielt wurde weiß ich nicht, die Auswahl war spontan, das Niveau war hoch und die Unschärfen machten es zu einem echten Vergnügen. Weil dazu wenig zu sagen bleibt lieber ein paar Bilder. Und dann zum Abschluss der #EineWocheZeit noch ein paar Notizen zum letzten Redner Rudolf Stichweh.

Rudolf Stichweh war nur heute dabei, er war daher mit dem eher offen-ungeplanten, dadurch dem freien Kräftespiel umso deutlicher ausgesetzten Format wenig vertraut und lockerte es und uns mit einem Vortrag im Kaminzimmer auf. Kritik und Universität, dazu lässt sich spontan etwas sagen, oder ausführlicher Grübeln. Universitäten haben mit geäußerter Kritik (Voice) weniger zu kämpfen als mit Abgängen (Exit), die allerdings auch kaum weiter ins Gewicht fallen. Stichweh hakte den Programmtitel unserer Gespräche damit schnell ab und trat einen Schritt zurück: Sei denn mit Universität und Kritik sogleich eine Kritik an der Universität gemeint, oder nicht auch Formen der Kritik in der Universität? Er schlüsselte sie in fünf Dimensionen auf. Die Universität als Organisation in der Gesellschaft ist nicht allein einem Funktionssystem zuzurechnen. Geprägt wird sie deutlich von dem Erziehungssystem und der Wissenschaft, in unserem Bezug ist die Politik aber nicht weit, das Recht auch nicht. Nicht einmal die Religion bleibt unbedeutend.

Aber schon die ersten beiden genannten Funktionssysteme zu trennen öffnet den Blick. Als Erziehungsorganisation braucht die Universität Rollenasymertrie. Die Lehrenden und die Studierenden können nicht einfach die Plätze tauschen. Fachwissen lernen und sich kritisch verhalten, das passt nicht und gehört auch nicht zusammen. Kritik ist in der Erziehung nur selten ein Problemlöser, sie betont eher Probleme. Umso bedeutender ist daher die inzwischen institutionalisierte Evaluation von Lehre und Lehrern durch die Lernenden. Obwohl damit nicht ausgemacht ist, dass eine Evaluation automatisch kritisch ist. Und selbst wenn sie kritisch ausfällt ist nicht ausgemacht, dass ihr etwas folgt.

Im anderen für die Universität nicht weniger wichtigen Funktionssystem – der Wissenschaft – sieht es anders aus. Der Wissenschaftsimperativ, der tief in die Lehr- und Lernprozesse hineinwirkt, hegt die Asymmetrie von Lehrenden und Lernenden ein. Wissenschaft „ist immer Kritik“, als Textkritik, Methodenkritik, Quellenkritik oder Theorievergleich. Das Vorgefundene wird kritisch behandelt und kritisch weitergegeben.

Die dritte Form der Kritik versteht sich nicht in gleicher Weise von selbst. Universitäten als Ort der wissenschaftlichen Lehre sind Organisationen die ab einer gewissen Größe Konkurrenz institutionalisieren. Die Lehrenden genießen Freiheit in Form von Zugriffsrechten auf angewendete Methoden, die Auswahl der Lehrbücher und Themen. Komplementär dazu verfügen die Lernenden über die Freiheit, sich ihre Lehrer auszusuchen. Die Lehrer konkurrieren. In gewisser Weise haben wir es innerhalb der Exit- und Voice-Unterscheidung mit einem programmatischen Exit innerhalb der

Universität zu tun. Wer Zugriff auf seinen Lehrplan hat, lässt nicht den Zufall walten. Lehrende können mit ihren Seminaren alleingelassen werden, ohne dass die Rechtfertigungspflichten für solch unhaltbaren Zustände auf Seiten der Lernenden liegen. Allerdings müssen die Lehrpläne dafür genügend Variation zulassen.

Die vierte Form der Kritik, von der Stichweh sprach, schlug wie schon andere Thematisierungen zuvor einen Jahrhunderte überspannenden Bogen. 1798 schrieb Kant über den „Streit der Fakultäten“. Stichweh führte dieses Dokument als Annäherung an einen Zeitgeist ein. Die Universität war damals Ausbildungsstätte der Juristen, Theologen und Mediziner. Sie befasste sich also mit den Nachwuchskräften des Staates, die für die Erhaltung seiner Ordnung unverzichtbar waren. Die Philosophen fanden in dieser Liste keinen logischen Platz. Und doch galt auch für sie eine Unverzichtbarkeitsregel. Nur war es nicht der Staat, sondern die Universität, die auf die Philosophen nicht verzichten konnte. „Die Philosophie ist in besonderer Weise frei“. Sie ist an keine gesellschaftliche Institution gebunden. Dadurch wurde ihr „das Recht eingeräumt, die normative Satzung der Juristen, Theologen und Mediziner im Lichte des Wissens einer philosophischen Analyse und einer fundamentalen Kritik zu unterziehen“.

Auf dem Fundament der Erkenntnisleistung der Gelehrsamkeit und des Erkenntnisinteresses agierten Philosophen als Kritiker. Wenn auch die Fächer wechselten sei das eine Figur, die man bis in die Gegenwart verlängern könne, sagte Stichweh. Das Wechselspiel von Universität und Gesellschaft gelte bis heute. Alles kann in der Universität der Kritik unterworfen werden, auch die Universität selbst.

Die fünfte Form der Kritik nahm zum Abschluss die Gesellschaft weiter in den Blick. Funktionssysteme verfügen über eine je eigene Öffentlichkeit. Rechtsverfahren stehen Unbeteiligten zur Beobachtung offen. Auch Banausen dürfen ins Museum. Die Universität kennt nun ihrerseits klare Mitgliedschaftsregeln. Doch gilt dadurch eben kein pauschales Hausverbot, beispielsweise für Bürger mit politischen Anliegen. Da ist sie auch nichts Besonderes. Auf Fußballplätzen, in Konzertsälen und in Seminarräumen gilt die Freiheit der Rede, solange das Recht eingehalten wird und die Orte nach Gebrauch in wiedererkennbarem Zustand bleiben. In die Details unserer vorhergehenden Diskussionen schauten wir an dieser Stelle nicht neu hinein. In den Ausführungen von Stichweh steckten aber entsprechende Positionen. Er beschrieb die Universität als Ort der Kritik und nicht der verhinderten Kritik.

Zum Abschluss verwies er auf eine Sonderlage und unterschied die Universität in demokratischen und autoritären Systemen. Demokratien kennen die Freiheit des Sprechens und Denkens auch im Politiksystem. Die Universität ist somit kein besonderer Raum für die politische (Gegen-)Rede. In autoritär regierten Staaten sehe das aber anders aus. Wenn im politischen System keine Öffentlichkeit zugelassen wird, kann die Universität zum politischen Ersatzforum werden.

In der Diskussion versuchten wir diese unterschiedlichen Formen auf kurzem Wege an unsere bisherigen Diskussionen heranzuführen. „Münkler-Watch“ wäre dann sehr unterschiedlich zu beobachten, je nachdem ob es sich bei den geschriebenen Protokollen um Mitschriften von Lehrenden, um wissenschaftliche Fortentwicklungen oder politische Rede handelt. Die Person Münkler stünde dann in je anderem Fokus. Wenn Münkler die öffentliche Existenz der Protokolle kritisiert, ist er dann ein schlechter Lehrer? Verhindert er politische Rede? Oder spricht er sich gegen den Zweifel als Weg weiterer Erkenntnis aus?

Und was ist nun mit der digitalen Technologie? Welche Formen der Kritik finden sich noch in einer digitalen Universität die alles über Displays spielt, die nicht nur einen Lehrplan kennt, sondern minutiös Abläufe taktet? Wenn der Lehrende keine in Interaktion verwickelte Person mehr ist, sondern schlicht Videomaterial durchläuft und raffinierte Click-Adventures Inhalte vermitteln – was ist dann mit den dadurch abgelösten Asymmetrien, die so viel regulierten? Kann man sich die Universität als Institution ohne Räumlichkeiten überhaupt schon vorstellen? Sie gibt es schon, sie verteilen auch schon Zeugnisse. Aber Fernunis haben das auch schon getan. Noch werden die nächsten Beamten jedenfalls durch die alten Universitäten geschleust. Der Staat spielt also weiterhin seine wichtige Rolle, die Städte bleiben namensgebend und bindend, die Professoren sind weiterhin als Personen wichtig und die Studenten bleiben sichtbar.

Ohne dass diese Kriterien in Mitleidenschaft gezogen wurden hat die Universität auch schon so manchen Strukturwandel absolviert. Als Immanuel Kant sie beschrieb, besuchten ein Prozent der männlichen Bevölkerung die Universität. In den OECD-Staaten sind es heute zwischen 30 und 80 Prozent der gesamten Bevölkerung. Die Universität hat sich auf dem Weg dahin nicht nur vergrößert, sondern auch tiefgreifend verändert. Kritik von außen und von innen spielte dabei immer eine Rolle. Dennoch hat Joachim Landkammer als Fazit der Tage mit den Gesprächen über Universität und Kritik bemerkt: So wohlwollend und affirmativ über Kritik in der Universität gesprochen wurde, empirische Fälle zu finden, nach deren Betrachtung man die Lobhudelei der Kritik aufrecht erhält ist wirklich schwer. Kritik in der Universität und Kritik an der Universität sind zwei völlig unterschiedliche Sachen.

